

---

# Popularisierung und Eventisierung

## Qualitative Forschung als Betrieb

Ronald Hitzler

---

### Zusammenfassung

In einer Art von *informierter Selbstreflexion* unseres Betriebs stelle ich – vor dem Hintergrund einer Diagnose zur Popularisierung und Eventisierung von Wissenschaft im Allgemeinen – im folgenden Beitrag die Frage nach der Popularisierung und Eventisierung sogenannter qualitativer Forschung. Popularisierung soll dabei heißen, dass qualitative Methoden und Forschungskonzepte in der Fachkollegenschaft und insbesondere unter Studierenden an Beliebtheit und Verbreitung immer weiter zunehmen. Diese Popularisierung und Eventisierung dient dabei auch der öffentlichen Rechtfertigung der gesellschaftlichen Subventionierung entsprechender Forschung.

---

### Schlüsselwörter

Event, Qualitative Forschung, interpretative Sozialforschung, Berliner Methodentreffen

## 1 Erwartungen

*Der nachfolgende Text stellt eine leicht überarbeitete Verschriftlichung meiner 2018 beim Berliner Methodentreffen gehaltenen „Mittagsvorlesung“ dar. Ich möchte vorwegschicken, dass ich ihn inhaltlich nicht nur für anhaltend aktuell einschätze, sondern den Beitrag in zweierlei Hinsicht als kleines Geschenk an den Veranstalter und die Veranstalterin Günter Mey und Katja Mruck betrachte: So ist die Vorlesung zur „Popularisierung und Eventisierung qualitativer Forschung“ nicht nur eine Thematik, die sie als Wunsch an mich herantrugen (und den ich gern erfüllte), sondern ebenso der Versuch, das Thema an ihrem gemeinsamen Event, dem alljährlichen Berliner Methodentreffen, zu entfalten. Es bleibt zu wünschen, dass die Serie anhält und der Event weiterhin als Institution zur qualitativen Forschungsszene gehören wird.*

Es ist kein Geheimnis, dass ich – sozusagen mit Gabriele Rosenthal (2014) – einer populären Art sogenannter qualitativer Datenerhebung und Datenanalyse attestiere, einerseits im Grunde der ‚Begründungslogik‘ standardisierter Sozialforschung<sup>1</sup> zu folgen, ohne die dort üblichen Standards repräsentativer Stichprobenziehungen einlösen zu können. Und ich moniere – sozusagen mit Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr (2014) –, dass damit gemeinte Ansätze aufgrund ihrer prinzipiell auf Komplexitätsreduktion fokussierten Verfahrenstechniken auch die reflexiven Standards<sup>2</sup> der am Verhältnis von Spezifik und Typik interessierten und orientierten Einzelfallrekonstruktionen der interpretativen Sozialforschung verfehlen. Es ist auch kein Geheimnis, dass ich „Qualitative Sozialforschung“ naheliegender Weise eher als Wort-Deckel für einen ‚Kessel Buntes‘ begreife, denn als erhellende Markierung eines Forschungsparadigmas.

Die Frage, ob es gleichwohl Sinn macht, sozusagen alle Forschung, die *nicht* als „quantitativ“ ausgeflaggt ist, unter dem Begriff „qualitativ“ zu subsummieren, ist Teil einer kleinen, aktuellen Debatte über Bezeichnungen und Konnotationen, über Anschlüsse und Ausschlüsse, über Obsoletes und Aktuelles, über Ismen und Schismen und so weiter (vgl. Hitzler 2016; Mey 2016). Auch wenn diese Auseinander-

---

1 Das sind u. a. strenge Zielorientierung, Sicherung der ‚Objektivität‘ der zu gewärtigenden Ergebnisse durch weitestgehende Standardisierung aller Teilschritte und Sicherung von Qualitätsstandards durch intersubjektive Überprüfbarkeit des ganzen Forschungsprozesses.

2 Das sind u. a. Situationsflexibilität, Einbezug der Subjektivität des bzw. der Forschenden in die Datenerhebung und -auswertung sowie Sicherung von Qualitätsstandards durch Verallgemeinerbarkeit konkreter empirischer Erkenntnisse.

setzung anhält, will ich heute vermeiden, sie weiter zu befeuern.<sup>3</sup> Ohnehin vermute ich, dass sie außer den Beteiligten kaum jemanden – und schon gar nachhaltig – interessiert. Sollte ich mich im Letzteren täuschen, empfehle ich Ihnen – auch im Hinblick auf Vieles, das ich hier anspreche – das aus einer klaren interpretativen Selbstverortung des Autors heraus eher vermittelnde Buch über „Qualitative und interpretative Sozialforschung“ von Jo Reichertz (2016).

Ohnehin verweise ich auf diese Debatte nur, weil ich 2006 das Berliner Methodentreffen mit der an die deutschsprachige „qualitative“ Sozialforschung gerichteten Frage „Wohin des Wegs?“ (vgl. auch Hitzler 2007, Hitzler 2014) habe eröffnen dürfen. Günter Mey hat mich damals dem Auditorium damit schmackhaft zu machen versucht, dass er behauptete, einer unserer Weggefährten habe gesagt, „Ronald geht keiner Debatte aus dem Weg ...“. Aber genau das, unsere kleinen Streitereien auszublenden, habe ich heute vor. Weil es mir im Weiteren um den ganzen Betrieb geht, an dem wir dann doch irgendwie ‚alle‘ beteiligt sind, nehme ich das Etikett ‚qualitativ‘ sozusagen achselzuckend hin. Und auf Günter Meys ausdrücklichen Wunsch hin habe ich im Untertitel sogar das „sozial“ bei der Forschung weggelassen. Allerdings weiß ich nach wie vor nicht, was ich zu einer Forschung sagen können sollte, die nicht ‚Sozialforschung‘ ist – außer vielleicht, dass nicht jede *phänomenologische* Beschreibung Soziales impliziert. Und im Übrigen ändert diese Willfährigkeit gegenüber den Wünschen des Veranstalters, den ich als lieben Freund und Kollegen schätze, nichts daran, dass das, was nun folgt, *Ihre* vermeinten Erwartungen einigermaßen irritieren oder gar unterminieren könnte. Woher aber weiß ich denn überhaupt um Ihre vermeinten Erwartungen?

Nun, bereits seit dem 1. Berliner Methodentreffen werden aus Bewertungsformularen, die auszufüllen die Teilnehmenden dieser Veranstaltung gehalten sind, fleißige, seit 2016 allerdings nicht mehr publik gemachte Evaluationsberichte destilliert. Wir dürfen annehmen, dass diese Bewertungsformulare, mit denen im Wesentlichen *quantitative* Daten produziert und reproduziert werden, vor ihrer Installation einem Pre-Test unterzogen worden sind, der die Designer dazu veranlasst hat, zum Beispiel zum Eröffnungsvortrag bzw. zur Mittagsvorlesung *diese* Fragen mit *diesen* Antwortvorgaben zu stellen. Demnach sind die relevantesten Alternativen der Ihnen unterstellten Erwartungen a) ein allgemeiner Überblick über das Feld, b) eine vertiefte Analyse mit methodologischem und erkenntnistheoretischem Hintergrund und c) ein Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Zwischen diesen Alternativen entscheiden sich die Teilnehmenden Jahr für Jahr konstant mit deutlicher Mehrheit für den Überblick über den aktuellen

---

3 Ohnehin leuchtet mir ein, dass es *pragmatische* Gründe für die Beibehaltung des Dachbegriffs „qualitative Sozialforschung“ gibt.

Forschungsstand. Die Möglichkeit des sogenannten offenen Kommentars zum Eröffnungsvortrag wird vor allem dazu genutzt mitzuteilen, warum einem die jeweils evaluierte Mittagsvorlesung gefallen oder nicht gefallen hat. Soweit mir bekannt ist, moniert jedoch kaum jemand jemals, dass mit einem solchen Evaluationsbogen stereotype Erwartungen immer stärker zementiert werden.<sup>4</sup>

Ich thematisiere diese Erwartungserwartungen also, weil ich sie hier und heute dezidiert *nicht* erfüllen werde. Diese 14. Mittagsvorlesung bietet weder eine Rekonstruktion der Methodenentwicklung, noch einen Überblick über aktuelle Methodendiskussionen, noch die Analyse eines spezifischen methodischen Vorgehens. Ihr liegt noch nicht einmal eine im strengen Sinne empirische Arbeit zugrunde. Ich greife stattdessen auf langfristige Forschungsthemen von mir zurück, *ohne* dies mit irgendeinem Ehrgeiz dahingehend zu verbinden, einen Überblick dazu zu geben oder mich in methodologische und erkenntnistheoretische Fragen zu vertiefen. Es geht vielmehr um eine Art von (durch Studien zu den im Titel genannten Stichworten hier und durch beobachtende Teilnahme da) *informierter Selbstreflexion* unseres Betriebs. Und mit ‚unserem Betrieb‘ meine ich uns *alle*, die wir uns hier zum ersten ebenso wie zum wiederholten Mal begegnen, und auch alle, die aus den unterschiedlichsten Gründen nicht hier sind, nicht hier sein können oder nicht hier sein wollen, die ihrer methodischen Ausrichtung nach aber auch zu ‚unserem‘ Betrieb dazugehören.

---

## 2 Kommunikationsmaschinerie

Im Prinzipiellen stelle ich – vor dem Hintergrund einer Diagnose zur Popularisierung und Eventisierung von Wissenschaft im Allgemeinen – also die Frage nach der Popularisierung und Eventisierung sogenannter qualitativer Forschung.

Wenn wir Wissenschaft im Allgemeinen als einen im Wesentlichen gesellschaftlich subventionierten Betrieb zur kontrollierten Produktion von sozusagen wahrhaft gegenstandsadäquatem Wissen begreifen, dann erkennen wir, dass sich derzeit die Bedingungen dieser Subventionierung ändern. Obwohl Wissenschaft ein *nicht* per se öffentlicher Kommunikationszusammenhang in der Gesellschaft ist, ist sie in jüngerer Zeit gefordert, ihre Subventionierung auch öffentlich zu rechtfertigen. Vereinfacht ausgedrückt könnte man sagen, dass die Frage ‚lauter‘ wird danach,

---

4 Aber zumindest von den performanztheoretisch orientierten Teilnehmenden wäre doch eigentlich zu erwarten, dass sie das Prinzip dieser mechanisierten Produktion und Reproduktion von Erwartungserwartungen selber thematisieren.

was ‚man‘ mit dem wissenschaftlich produzierten Wissen anfangen kann – oder wenigstens anfangen können soll. Die Lebens-, Natur- und Ingenieurwissenschaften antworten darauf mit Konzepten technischer Machbarkeiten. Die Sozialwissenschaften schlechthin, so sie nicht Rezeptwissen zur Steuerung komplexer Gesellschaften in Aussicht stellen, tun sich hingegen schwer damit, ihre gesellschaftliche Nützlichkeit zu plausibilisieren. Und *der* Teil der Sozialwissenschaften, der unter dem Begriff ‚qualitative Forschung‘ firmiert, kann das so verstandene Publikum weder mit Experimenten und Problemlösungen noch mit Datenmengen und Sekundäranalysen beeindrucken, sondern allenfalls mit überzeugenden Narrativen.

*Popularisierung qualitativer Forschung* kann im Prinzip also heißen, a) dass ‚wir‘ uns mit Themen befassen, denen in der allgemeinen Bevölkerung besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das würde ich aber eher als ‚Feuilletonisierung‘ bezeichnen und in der Zuständigkeit einer breit verstandenen Zeitdiagnostik verorten. Popularisierung kann im Prinzip auch heißen, b) dass aus qualitativer Forschung resultierende Einsichten populär, also für eine breite Öffentlichkeit verständlich aufbereitet werden. Das scheint mir allerdings lediglich ausnahmsweise, keinesfalls jedoch typischerweise zu gelingen. Und beispielhaft denke ich da nicht einmal an irgendeine deutschsprachige Studie, sondern an so etwas wie den Weltbestseller „Primates of Park Avenue“ von Wednesday Martin (2015), der bei auf Seriosität bedachten qualitativ Forschenden selbstredend unter dem Verdacht unbilliger persönlicher Involviertheit und wissenschaftsjournalistischer Leichtfertigkeit steht. Und Popularisierung kann – und *soll* hier – auch heißen, c) dass sogenannte qualitative Methoden und Forschungskonzepte in der Fachkollegenschaft und insbesondere unter Studierenden an Beliebtheit und Verbreitung immer weiter zunehmen. Auch mit Blick auf diese hier protegierte *professionsinterne* Popularisierung konstatieren langjährige und ausgewiesene Beobachter im Grundsätzlichen eine gewisse theoretische Verflachung und eine Ausblendung methodologischer Prämissen sowie eine zunehmende Bereitschaft, sich an Standards *standardisierter* Forschung anzupassen.

Keineswegs nur ‚unsere‘ Szene, vielmehr der ganze Wissenschaftsbetrieb ist, wie von Karin Knorr Cetina (1984) vor langer Zeit gezeigt, vor allem anderen das, was Hubert Knoblauch (1995) als „geschwätzig“ bezeichnet und begriffen hat: eine unablässig weiterlaufende Kommunikationsmaschinerie zur – alles andere als einhelligen – Konstruktion von Wirklichkeit.<sup>5</sup> Elemente dieser Kommunikationsmaschinerie sind das gesamte wissenschaftliche Publikationswesen (das

---

5 Zum Problem von Konstruktionen angesichts der Relativität und Uneindeutigkeit von Fakten und Deutungen siehe auch die Beiträge von Daniela Grunow (2018) und Armin Nassehi (2018).

sich, wie wir alle wissen, derzeit gravierend verändert) sowie – sozusagen ganz basal – der beiläufige Austausch über fluktuierende Themen und zumeist noch ‚im Werden‘ befindliche Ideen zwischen Kolleginnen und Kollegen ‚vor Ort‘ und in stark personalisierten Netzwerken. Ein weiteres Element aber sind wissenschaftliche Veranstaltungen. Diese begegnen uns – außer als öffentliche Vorträge von Personen, deren Beruf es ist, Wissenschaft zu betreiben – für das, worum es mir hier geht, im Wesentlichen in zwei Grundformen: als Lehrveranstaltungen und als Kollegial-Tagungen.

Vor diesem Hintergrund greife ich nun eine Fragestellung auf, über die Stefan Hornbostel und ich (Hornbostel/Hitzler 2014) vor einigen Jahren nachgedacht haben. Gefragt haben wir uns damals, worum es bei wissenschaftlichen Tagungen eigentlich geht. Denn dem Phänomen der Tagungen und gar den Gründen, daran teilzunehmen, wurde bislang überraschend wenig wissenschaftliche Aufmerksamkeit zuteil.

Aber wenigstens finden sich in Wissenschaftssatiren immer wieder einige nicht ganz von der Hand zu weisende Motive – z. B. in David Lodges Prolog zu seiner akademischen Milieustudie „Small World“. Unter dem Vorwand der Weiterbildung – so Lodge – reisen Wissenschaftler zu „neuen und interessanten Orten“, lernen „neue und interessante Leute“ kennen, vergnügen sich „Abend für Abend in ihrer Gesellschaft“ und gelten bei ihrer Rückkehr dennoch als „ganz besonders seriöse Zeitgenossen“ (Lodge 1985). Technizistischer und im Rekurs auf die nicht gerade ausufernde einschlägige Literatur formuliert: Die Entscheidung zur Tagungsteilnahme setzt sich üblicherweise aus einer Reihe von sogenannten Push- und Pull-Faktoren zusammen – wie unter anderem etwa den Interessen, zu reisen, Informationen zu erhalten, Beziehungen aufzubauen, Kontakte zu stabilisieren, Prominenz und Reputation zu gewinnen und so weiter. Gerade am Anfang einer Karriere gelten Präsenz auf Tagungen und möglicherweise anschließende Publikationen als wichtige Aktivitäten. Dementsprechend hoch ist der Anteil von am Anfang ihrer Karriere stehenden Kolleginnen und Kollegen an den an Tagungen Teilnehmenden.

---

### 3 Sommerschultheater

Die Interessen dieser Teilpopulation sind nun aber auch die entscheidenden Treiber, ja die *conditio sine qua non* für die Ausbildung und Ausbreitung eines zeitgenössischen *Hybrids* aus Tagung und Lehrveranstaltung. Ich spreche von solchen Workshops und Forschungswerkstätten, die außerhalb von Studienordnungen

und oft in irgendwelchen temporären ‚Schools‘ oder vergleichbaren Formaten angeboten werden.

Keineswegs mit dem Anspruch auf vollständige Auflistung nenne ich neben dem Berliner Methodentreffen, das gewiss als das zentrale Großereignis dieses Betriebs gelten darf, allein für 2018 in Deutschland den Magdeburger Methodenworkshop zur Qualitativen Bildungs- und Sozialforschung; im Weiteren die Tübinger Summer School „Schreiben in der Qualitativen Forschung“, die Summer School Qualitative Methoden an der Universität zu Köln, die Leipzig Summer School für Schul- und Unterrichtsforschung, die Bochumer Summer & Winter Schools „Empirische Sozialforschung“, die Summer School der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft zu qualitativen und quantitativen Methoden in Erkner bei Berlin, die Summer School „Methoden der Unterrichtsforschung“ an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, den bundesweiten Workshop des Netzwerks Rekonstruktive Soziale Arbeit, die Trierer Summer School on Social Network Analysis und die Autumn School Sociology of Knowledge Approach to Discourse (SKAD) an der Universität Augsburg. Hinzu kommen einige Veranstaltungen zu qualitativen Methoden, die von der GESIS angeboten werden, eine Vielzahl kleinerer Workshops – keineswegs nur, aber gerade auch hier in Berlin – sowie eine ganze Reihe spezieller Kurse für qualitativ Forschende von Software-Anbietern (wie ATLAS.ti, User-Conference, MAXQDA, Feldpartitur usw.).

Augenscheinlich füllen sich die Spielpläne unseres dislozierten Sommerschultheaters immer noch weiter auf. Zugleich scheint das Workshop-Hopping bzw. der Tagungstourismus zuzunehmen: Insbesondere *junge* Forschende reisen sozusagen von Veranstaltung zu Veranstaltung hinter den sie interessierenden Methoden und deren vermeintlichen Antworten auf irgendwelche How-to-do-Fragen her – mitunter durchaus auf Vergnügen bedacht wie die Charaktere des David Lodge, nicht selten aber auch getrieben von der Angst vor dem Schreiben akzeptabler Qualifikationsarbeiten und von der Not, einigermaßen erfolgversprechende Projektanträge zu stellen bzw. finanzierte Projekte hinlänglich ergebnishaltig darzustellen, und mithin stets darauf hoffend, sozusagen eine wohlportionierte Catch-all-Lösung mit nach Hause nehmen zu können.

Auch solche zumeist gebührenpflichtige Hybrid-Veranstaltungen erfüllen also mehrere Funktionen: Legitimiert werden sie durchweg damit, dass sie der Vermittlung, bzw. didaktisch euphemisiert: dem Austausch fachlichen Wissens dienen sollen. Das tun sie auch. Aber ganz gewiss nicht nur und möglicherweise nicht einmal *vor allem*. Insbesondere bieten sie Gelegenheiten zum Sich-Kennenlernen, zur Beziehungsarbeit, zum Austausch von Klatsch und Interna, zum Sehen und Gesehenwerden, zur individuellen und teilkollektiven Selbstinszenierung und auch zur Fortbildungszertifizierung.

## 4 Forschungsspaß

Von dieser ‚Multifunktionalität‘ ausgehend interessiert mich vor allem, in welchen Formen und wie intensiv – auf außergewöhnliche Erfahrungen abzielende, also im unterhaltungs- und spaßkulturellen Sinne verstandene – Eventisierung sich inzwischen auch an solche Hybrid-Veranstaltungen *anlagert* und das im herkömmlichen Verstande Wissenschaftliche daran mitunter vielleicht sogar überlagert. Das ist insofern potenziell dilemmatisch, als schon im Hinblick auf Kostendeckung nicht nur akademische Tagungen im engeren Sinne, sondern auch die ‚Schools‘ zwar möglichst populär (und damit nachgefragt) sein, zugleich aber auch anhaltend akademisch verstandene Seriosität und Glaubwürdigkeit repräsentieren sollen. Und in diesem Dilemma bewegen sich eben auch die eventisierten Hybride dessen, was unter dem Begriff ‚qualitative Forschung‘ firmiert.

*Eventisierung qualitativer Forschung* kann dementsprechend im Prinzip heißen, a) dass ‚wir‘ immer stärker betonen, dass Forschung auch oder gar vor allem Spaß machen muss, bzw. dass ‚wir‘ vorzugsweise oder ausschließlich solche Sachverhalte erforschen, die den Forschenden (ohnehin) Spaß machen. Weil Spaß zweifellos ein zutiefst subjektives Phänomen ist und mithin alle erdenklichen Konnotationen aufweist, über die sich zu einigen als kaum möglich erscheint, kann man *individuell* zwar sehr wohl aus Spaß, mit Leidenschaft und durchaus auch ohne Augenmaß forschen – selbst wenn das der Kollegenschaft ebenso missfallen mag wie gar nicht zu forschen. Qualitative Forschung als *Betrieb* aber würde sich bei der Verfolgung einer solchen Idee von Eventisierung aus der Scientific Community exkludieren. Eventisierung kann im Prinzip aber auch heißen, b) dass qualitative Forschung und vor allem Erträge qualitativer Forschung in außerwissenschaftlichen Kontexten so präsentiert werden, dass sie für ein möglichst breites Publikum einen möglichst hohen Unterhaltungswert haben. Eventisierung heiße dann, um eine ironisch-zy-nische Diagnose von Jürgen Kaube (2007, S. 111) zu zitieren, dass „*all jener Spaß, jenes Mitmachen, jene Transparenz ... für das Volk ‚erfahrbar‘ sein sollten. Ob so etwas überhaupt funktionieren kann, fragt niemand. Wichtig ist nur, dass Leben und Wissenschaft endlich viel, viel enger miteinander verbunden werden, als es normalerweise Komposita wie „Sonderforschungsbereich“, „Curricularnormwert“ oder „Druckkostenzuschuss“ möglich wäre.*“ Und Eventisierung kann – und *soll* hier – vor allem heißen, c) dass sowohl unterhaltsame bzw. vergnügliche Präsenz-Diskussionen zwischen mit qualitativen Methoden und Konzepten forschenden Kolleginnen und Kollegen vor interessiertem Publikum als auch mit Versorgungs- und Vergnügungselementen angereicherte Face-to-face-Veranstaltungen zur Vermittlung von methodischem und forschungspraktischem Know-how qualitativer Vorgehensweisen an Beliebtheit und Verbreitung (immer weiter) zunehmen.



Darauf, welche Komponenten für den Erfolg solcher ‚Wissenschaftsevents‘ heutzutage essenziell sind, komme ich gegen Ende konkreter zu sprechen. Festzuhalten bleibt an dieser Stelle aber, dass aus dem bisher Gesagten bereits deutlich geworden sein sollte, dass Popularisierung und Eventisierung sich zwar nicht bedingen, sich aber wechselseitig befördern.

Im Konkreten nun äußere ich mich hier als lebensweltanalytisch orientierter Ethnolog. Als solcher bin ich vor allem ein beobachtender Teilnehmer am jeweiligen Geschehen. Im Hinblick auf die Popularisierung und Eventisierung qualitativer Forschung betrifft das insbesondere meine Aktivitäten in der Sektion *Wissenssoziologie* der DGS wenigstens seit dem Jahr 2000, meine Mitgliedschaft im *Fachkollegium* „111 Sozialwissenschaften“ der DFG zwischen 2008 und 2016, meine Mitarbeit im Organisationskreis der *Fuldaer Feldarbeitstage* seit 2009 und (hier vor allem) meine Mitwirkung am *Berliner Methodentreffen* seit 2006. Mit diesem Rüstzeug werde ich ein wenig zu spiegeln versuchen, was meiner Wahrnehmung nach den Betrieb kennzeichnet, zu dessen engerer oder weiterer Belegschaft selbstredend keineswegs nur, aber eben auch alle hier Anwesenden zählen.

---

## 5 Dichotomie

Antworten auf die immer wieder gern gestellte Frage danach, wie es um die qualitative Forschung in einem unserer Fächer steht, fallen je nach Erfahrungen und Erwartungen, Standpunkten und Relevanzsetzungen naheliegender Weise unterschiedlich aus. Zu wenig weiß ich über Entwicklungen und Gegenentwicklungen in all den hier mit Ihnen vertretenen Fächern, um das, was sich in der Soziologie tut, dadurch relativieren zu können und zu wollen. Und ebenso wenig beanspruche ich, die internationale oder gar globale Situation auch nur der Soziologie hinlänglich adäquat einschätzen zu können. Aber selbst bei einer Fokussierung auf das eigene Fach *hierzulande* erscheint das Bild als uneindeutig:

Schaut man, gebannt von der überkommenen Dichotomie, das Fach Soziologie im Hinblick auf seine institutionelle Struktur an, dann haben einer aktuellen Zählung von Stefan Hirschauer und Laura Völkle (2017) zufolge drei von vier Methodenprofessuren eine quantitative Denomination. Und entgegen der inzwischen 14 Jahre alten dezidierten Empfehlung der Fachgesellschaft (DGS 2006), in der Lehre das *gesamte* Spektrum der Methoden abzudecken, ist der Anteil der sogenannten qualitativen Verfahren in der Methodenlehre soziologischer *Bachelor*-Studiengänge fast durchweg geringer und zumeist gegenüber der Ausbildung in Statistik und quantitativen Methoden marginalisiert. Relativ frei sind die Wahlmöglichkeiten

zwischen den beiden Seiten des tradierten Methodengrabens erst in der Mehrzahl der *Master*-Studiengänge unseres Faches, wobei auch hier einige harte Quantitativ-Hochburgen anhaltend erfolgreich Widerstand leisten gegen die Etablierung von ihnen sogenannter ‚weicher‘ Methoden in der Lehre.

Weder die *Förderquoten* noch die *Fördersummen* werden in den Fachkollegien der DFG statistisch hinsichtlich der Frage nach quantitativer versus qualitativer Ausrichtung der eingereichten Forschungsvorhaben erfasst. Aber immerhin zeigen die von Nicole Burzan und mir getrennt durchgeführten Zählungen der Förderung von Einzelprojekten aus DFG-Mitteln in den letzten beiden Jahren mit einer überzeugend hohen Inter-Coder-Reliabilität wenigstens eine näherungsweise Gleichverteilung der Anteile der beiden ‚Lager‘ im Fach Soziologie an jenem eher kleinen Stück, das die Sozialwissenschaften vom DFG-Kuchen abbekommen. Deutlich mehr Ressourcenanteile schöpfen quantitative Vorhaben hingegen bei den sogenannten koordinierten Programmen und im Fach Politikwissenschaft insgesamt ab. Das entspricht auch meinen auf Nachfragen hin von DFG-Repräsentanten bestätigten, einige Jahre zurückliegenden Primäreindrücken als Fachkollegiat.

*Nicht* in der Lage zu ermitteln war ich leider, ob jemals zu irgendeinem Zeitraum national oder international a) die jeweiligen Anteile von auf qualitativen und von auf quantitativen Untersuchungen basierenden Publikationen in Zeitschriften, in Sammelbänden oder als Monografien und b) die jeweiligen Anteile von auf qualitativen und von auf quantitativen Untersuchungen basierenden Dissertationen, Master- oder Bachelorarbeiten erhoben worden sind. (Auch bei der GESIS verfügt man nicht über einschlägige Daten.) Allerdings haben mir Herausgebende soziologischer Fachzeitschriften, die paradigmatische Offenheit für sich beanspruchen, auf Anfrage hin mitgeteilt, dass wesentlich mehr Manuskripte von quantitativ arbeitenden als von qualitativ orientierten Kolleginnen und Kollegen eingereicht werden. Richard Münch (2018) konstatiert sogar einen „allgemeine(n) Trend zur Dominanz quantitativer Analysen und zur Marginalisierung qualitativer Studien“ (S. 1). Er führt diesen Trend insbesondere auf Publikationsstrategien der Produzenten quantitativer Sekundäranalysen zurück. Der Druck, in möglichst impact-relevanten Peer-Review-Zeitschriften zu publizieren, ist im Karrierebereich quantitativer Methodik und Sozialforschung bereits wesentlich höher als dort, wo es um Soziologie-Stellen anderer Art geht. Von anderen Herausgebenden wird aber auch vermutet, dass Autorinnen und Autoren qualitativer Studien relativ problemlos in Sammelbänden veröffentlichen können und deshalb den Stress der Peer-Reviews scheuen.

Als Argument *gegen* diese Einschätzung aber ließe sich gleichsam exemplarisch die überaus erfolgreiche Etablierung, ja Institutionalisierung des „Forum Qualitative Sozialforschung“ ([www.qualitative-research.net](http://www.qualitative-research.net)) (und auch anderer der

Quali-Szene zurechenbarer Zeitschriften) anführen. Entscheidender für das, was auf uns zukommt, scheint mir zu sein, dass die Berufungsleitfäden von immer mehr Universitäten inzwischen grundsätzlich und fächerübergreifend immer stärker auf einfach zu generierende quantitative Messwerte – unter sozusagen beiläufig zunehmender Absehung von Inhalten – insistieren. Dem geschuldet ist generell mit einer lediglich zeitversetzt ‚nachholenden‘ Entwicklung hin zur Publikation auch von auf qualitativen Studien basierenden Texten primär in Zeitschriften zu rechnen – auch zu Lasten der umfassenderen und mithin langwierigeren Arbeit an Monografien<sup>6</sup>, die zunehmend auch Dissertationen betreffen.<sup>7</sup>

---

## 6 Schlaraffenland

Schauen wir nun aber weniger nach derlei – karriere- und ressourcenstrategisch allerdings hochrelevanten – institutionellen Rahmenbedingungen, die eher etwas über *Etablierung* und *Professionalisierung* qualitativer Forschung aussagen, sondern fokussieren wir uns nochmals auf das Kernthema dieser Vorlesung, also auf Popularisierung und Eventisierung, dann geht es kaum um derlei und anderlei Vergleichsgrößen, sondern dann geht es darum, wie unser Betrieb sozusagen *von innen her betrachtet* aussieht.

Und dergestalt intern konstatiere ich, dass wir als Protagonistinnen und Protagonisten und Sympathisanten der sogenannten qualitativen Forschung – auf jeden Fall als solche der qualitativen *Sozialforschung* und insbesondere als solche in der *Soziologie* und gerade hier in Deutschland – derzeit vergleichsweise fast schon schlaraffische Zustände erleben: Der ganze so etikettierte Betrieb läuft schon seit geraumer Zeit so erfolgreich, dass er sich anhaltend und zunehmend sozusagen

---

6 Abgesehen davon, dass wir alle in den Sozialwissenschaften immer gebannt auf irgendwelche Entwicklungen vor allem in den USA starren, ist anzunehmen, dass die beiden derzeitigen forschersischen Großlager – normorientiert vs. verstehensinteressiert bzw. positivistisch vs. konstruktivistisch – einander mit wechselnden Erfolgen gelegentlich irgendwelche Scharmützel liefern werden, bis eine *neue* ressourcenrelevante Frontlinie entstehen oder eine alte wieder stärker markiert werden wird – z. B. die zwischen solchen Ansätzen, die sich als ‚wertneutral‘, und solchen, die sich als ‚kritisch‘ deklarieren. Auch diese Frontlinie besteht in den Sozialwissenschaften sozusagen (schon) immer, aber sie wird erst dann und in dem Maße für die Forschung relevant werden, wie sich die Vergabe von Ressourcen daran entscheidet (wie das in früheren Zeiten ja durchaus schon der Fall war).

7 Zu den eklatant ungleichen Anforderungen an kumulative Dissertationen vgl. Hoffmeyer-Zlotnik 2018.

selbst ernährt. Längst ist es keineswegs mehr karrierehinderlich, sondern vielmehr fachweit anerkannt, das, was man forschersich tut, als „qualitativ“ zu etikettieren. Das zeigen nicht nur Mitgliederzahlen einschlägig ausgerichteter Sektionen, sondern auch immer wieder die Wahlen des DGS-Vorstands und der Vertreterinnen und Vertreter der Soziologie ins DFG-Fachkollegium.

Universitäten richten zusehends mehr oder minder spezialisierte Labore und Zentren (auch) für qualitative Forschungsmethoden ein. Renommierete, qualitativ arbeitende Forscherinnen und Forscher legen international rezipierte Studien vor. Nicht nur die üblichen Monografien und Sammelbände, auch auf unsere Belange zugeschnittene Lehr- und Handbücher und auf qualitative Forschung spezialisierte Zeitschriften und Buchreihen quellen – wie man schon beim Durchblättern der Programm-Kataloge sozialwissenschaftlicher Verlage unschwer sehen kann – nachgerade unablässig auf den einschlägigen Markt. Ein ‚Turn‘ folgt auf den nächsten, und aus nachgerade jedem Forschungsthema lassen sich wieder gleich ganze ‚Studies‘ generieren. Unsere Methodendebatten darüber, wen oder was man wie zu beforschen hat, reißen ohnehin kaum je einmal ab. Und die basalen Verfahren des Beobachtens, des Interviewens und des Nutzens von Dokumenten samt ihren Sicherungs- und Auswertungstechniken treiben immer elaboriertere und auch artifiziere Ableger, Ableger der Ableger und wiederum deren Ableger hervor, ebenso wie methodische und mehr noch methodologische Hybrid-Konzepte. Allein schon bei unserem hiesigen ‚Pow Wow‘ stehen größtenteils schon seit Jahren immer feinere Verästelungen und Spezialisierungen von Spezialisierungen auf dem Programm.

Zugleich wird die Diskussion nachgerade unentwegt von Fragen danach befeuert, ob das, was man tut, auch so getan wird, wie es getan werden soll oder muss, ob es gelingender Vergesellschaftung förderlich ist, ob es den aktuellsten Gender-, Diversity- und Partizipationsregeln entspricht und ob es auch ansonsten moralisch und politisch korrekt ist. Ethische Bedenklichkeiten – etwa hinsichtlich der Frage legitimer Autorenschaft oder des Nutzens der Forschung für die Beforschten – stehen inzwischen fast kontinuierlich auf der Agenda. Und den von herkömmlichen epistemologischen und methodologischen Grundlagenfragen nachgerade gereinigten Werkalltag insbesondere der Auftrags- und der Anwendungsforschung begleiten zunehmend Selbstzweifel, Supervision, ja therapeutische Beratung. Dergestalt verlagert sich ein nicht unbeträchtlicher Teil der kollektiven Aufmerksamkeit qualitativ Forschender, unschwer erkennbar, weg von der intrinsischen – und auch theoretischen – Begeisterung für den zu explorierenden Gegenstand und hin zu wichtig gemachten Nebenfragen, die das hierauf spezialisierte Personal sozusagen ‚ernähren‘.

## 7 Eigenverantwortung

Genuin verursacht oder zumindest massiv evoziert wird die um sich greifende und in derlei sich ausdrückende Verunsicherung übrigens vermutlich durch die gegenwärtige Schwemme befristeter, drittmittelfinanzierter Stellen. Auf solchen Projektstellen werden zwangsläufig zunehmend Kolleginnen und Kollegen beschäftigt, die nicht wenigstens auch schon in der oft instrumentell ‚wilden‘, aber eben auch besonders kreativen Phase der Antragserstellung mitgearbeitet haben. Infolgedessen sind sie dann zumeist kaum oder noch gar nicht darauf vorbereitet, unabweisbar *eigenverantwortlich* zu handeln, wenn sie sich bei Feldforschungen unter Menschen mischen, sie ausspähen, sich ihre Dinge aneignen und ihnen irgendetwas für die Erforschten mitunter merkwürdigen Fragen stellen.

Einer der zentralen Motivationsirrtümer auch von manchen Teilnehmenden am Berliner Methodentreffen dürfte mithin die hoffnungsvolle Annahme betreffen, man wisse nach ein paar Werkstatt-Teilnahmen, wie qualitative Forschung ‚geht‘. Ich zitiere: *„Es scheint sich hier um eine Art kongeniale Magie zu handeln, der die Überzeugung zugrunde liegt, dass, wenn man die Handlungen vollzieht, die der Wissenschaft zugeordnet werden, das Resultat Wissenschaft sein müsse. Das ist aber nicht der Fall. (Fünf Jahre nach ihrer Veröffentlichung erinnern zahlreiche solcher Unternehmungen an die Experimente, die Kinder mit ihren Physik- oder Chemiebaukästen machen sollen: ‚Folge der Anleitung und Du wirst bald ein richtiger Chemiker sein, genauso wie der Mann auf dem Kastendeckel.‘)“*

Geschrieben hat das vor fast 50 Jahren Erving Goffman (1974: 18) – in polemischer Absicht seinerzeit zwar gegen hypotheseentestende Laborstudien, gültig keineswegs nur meines Erachtens im Hinblick auf jedwede Bauklötzchen-Methodik aber auch heutzutage. Die Hoffnung, relativ klare Anleitungen abarbeiten zu können, statt sich auf relativ unklare Fallspezifika einlassen zu müssen, mag zwar die anhaltende Popularität einiger als „qualitativ“ ausgedesigelter subsumtiver Analyseverfahren gerade bei jüngeren, aber keineswegs *nur* bei jüngeren Kolleginnen und Kollegen ‚erklären‘. Unbeschadet dessen verschleißt gegenstandsunabhängige Formalisierung gleichsam prinzipiell erfahrungsoffenes Erkenntnisinteresse. Das gilt übrigens nicht nur für naivere Varianten der Anleitungsbürokratie, sondern, wenngleich entschieden weniger augenfällig, auch für hochelaborierte Anstöße zur Diskussion verpflichtend gedachter „Gütekriterien qualitativer Sozialforschung“ (vgl. Strübing et al. 2018; Eisewicht/Grenz 2018).

Anders als bei quantifizierender bzw. standardisierter Forschung geht es bei dem, was ‚wir‘ forschersich tun, nicht um verbindlich zu machende Formalisierung bzw. um Standardisierung. Es geht vielmehr um Standards, die nicht generell, sondern

für je einen spezifischen Ansatz und für die Anwendung je eines spezifischen Verfahrens geltend gemacht werden können.<sup>8</sup>

---

## 8 Fallbeispiel

Das ganze Konglomerat von teilweise widersprüchlichen und selbstverständlich ganz unterschiedliche Beurteilungen evozierenden Streiflichtern und punktuellen Aspekten, das ich hier zum laufenden Betrieb der sogenannten qualitativen Forschung angesprochen habe, weist darauf hin, dass Popularisierung und Eventisierung tatsächlich als ineinander verflochtene Prozesse betrachtet und begriffen werden müssen: Die augenscheinliche Popularität qualitativer Forschung in den Sozialwissenschaften im weiteren Sinne manifestiert sich (auch) in deren eventisierten Veranstaltungen. Und erfolgreiche Events qualitativer Forschung, für die das Berliner Methodentreffen nachgerade exemplarisch steht, machen diese wiederum noch populärer.

Das zeigt allein schon das alljährliche ‚Wettrennen‘ bei den jeweils an einem Stichtag um „zwölf Uhr Mittags“ startenden Online-Buchungen von Teilnahme-Plätzen. Wer diese Akkreditierungskonkurrenz erfolgreich absolviert hat, erlebt an den beiden Veranstaltungstagen nicht nur eine nach wie vor diffuse Art leicht elitärer situativer Gemeinschaftsbildung, sondern bleibend eindrücklich auch, dass Wissenschaft bei in aller Regel brütender Hitze in den nichtklimatisierten Räumen der FU-Flachdachbauten ein mental *und* physisch mühsames Unterfangen ist. Immerhin, und das fällt eindeutig in die Kategorie eventtypischer ‚Giveaways‘, finden wir seit drei Jahren in unseren BMT-Taschen auch einen mit dem Veranstaltungsnamen bedruckten Fächer zur Verstärkung wenigstens der individuellen Luftzufuhr. Ebenfalls unverzichtbar bei einer eventisierten Veranstaltung wie dieser sind selbstverständlich programmbegleitendes Essen und Trinken für die Teilnehmenden, das hier ergänzt wird durch einen als „Meet the Editor“ ausgeflaggten Sekt- und Small-Talk-Empfang, der heute sozusagen als Apéro fungiert zu jener berühmt-berüchtigten abendlichen Büfett-Verpflegung im nahe gelegenen „Ristorante Galileo“. ‚Uns‘ gewogene Verlage, Gerätefirmen, Software-Unternehmen und Dienstleistungsinstitute offerieren Beratungs-, aber auch Shopping-Optionen.

---

8 Jenseits des Studiums schauen eigentlich nur hartnäckige Methodenpluralisten, randgängerische Triangulierer und modische Methodenmixer mit seriösem Interesse nach, was auf der so verstandenen ‚anderen Seite‘ als Wahrheit gilt, während ‚unser‘ Betrieb ansonsten in sich selber kreist.

Ansonsten ist, wie in jedem Jahr, die seit 2005 nur geringfügig veränderte, vor allem um die „Closing Lecture“ erweiterte *Struktur* des genuin *wissenschaftlichen* Programms mit prominenten Protagonistinnen und Protagonisten der Quali-Szene gefüllt, die mit ihrem jeweiligen Methoden-Set eine der – von ursprünglich 22 auf inzwischen 44 angewachsenen, zumindest mich anhaltend begrifflich verwirrend in „Forschungswerkstätten“ und „Workshops“ unterschiedenen – temporären Seminar-Bühnen bespielen. Die Metapher des Bespielens evoziert allerdings die Frage, ob bzw. warum *Musik* als eigentlich unverzichtbares Element aller Arten eventisierter Geselligkeiten beim Berliner Methodentreffen bislang keine Rolle spielt. Und ebenfalls als noch entschieden ausbaufähig erscheint mir das BMT-*Merchandising*-Konzept. Dieses zu erweitern, könnte aber natürlich Konfliktpotenzial gegenüber irgendwelchen bürokratischen Richtlinien der Universität bergen.

Ganz anders sieht es hingegen mit dem Einsatz avancierter Kommunikationsmedien aus: Der Großteil der Organisation im Vorfeld, der Vollzug der Veranstaltung und die Rekonstruktion dessen, was von Jahr zu Jahr geschieht, wird ja nun ganz selbstverständlich (nur) mit Hilfe diverser digitaler Technologien bewerkstelligt. Das Berliner Methodentreffen allein schon ohne die Anmeldeplattform, ohne E-Mail-Wechsel und gar ohne die allgegenwärtige Verwendung von Power-Point-Präsentationen oder avancierteren Animationstechniken ist undenkbar. Überdies zeichnen sich im *Vollzug* des Event-Trajekts seit einigen Jahren digitale Erweiterungen ab: Auf Twitter-Wall, Livestreams, diversen Plattformen und sozialen Netzwerke werden neben dem als solchem definierten Kerngeschehen der Werkstätten und Workshops, der Postersession und Fachmesse, des Symposiums und der Vorträge zusätzliche Online-Bühnen bespielt – zwar keineswegs nur, aber gerade auch seitens der Veranstaltungsorganisation.

Sozusagen exemplarisch für die Rolle von Medieninhalten bei zeitgenössischen Eventisierungen finden sich in den über das Internet zugänglichen Archiven des Berliner Methodentreffens vielerlei Dokumente, die zeigen, wie versucht wird, dieses zu einem – diverse kulturelle Äußerungsformen übergreifenden – Erlebnis-Spaß zu machen: Alljährlich wird im organisatorischen Auftrag an den wechselnden Schauplätzen nachgerade unentwegt fotografiert und gefilmt. Und bereits bei der Eröffnung wird mittels relativ kurzzeitig geschnittener, mehrminütiger Video-Rückschau die jeweilige Vorjahresveranstaltung nochmals *so* bildstark in Szene gesetzt, dass dieses gleichsam implizit verspricht, auch das *aktuelle* Event werde am Ende wieder ein aus dem Alltag aller Beteiligten herausgelöstes Erlebnis gewesen sein. Diese Form medialer Rahmung ist allerdings nur eine der hier und bei vergleichbaren Edutainment-Formaten beobachtbaren Selbstdarstellungsstrategien. Twitter zum Beispiel hat ein hohes Vergemeinschaftungspotenzial. Und mit ent-

sprechend ‚angesagten‘ Präsentationsideen lässt sich das BMT gewiss auch noch ‚instagrammable‘ machen.

---

## 9 Feldarbeit?

Wie Sie bemerken, habe ich, wie in der Ankündigung dieses Vortrags in Aussicht gestellt, versucht, meine Überlegungen an einem den Teilnehmenden bekannten Fallbeispiel zu konkretisieren. Das, was mir dazu aus meinem Mitmachen heraus auf- und eingefallen ist, sind ganz ersichtlich lediglich streiflichtartige Impressionen. In keiner Weise genügt diese Illustration – nach welchen Kriterien auch immer betrachtet – irgendwelchen Ansprüchen an eine seriöse Fallrekonstruktion. Aber vielleicht ist sie ja eine Art ‚Appetitanreger‘ dazu, tatsächlich eine dem Stand der Kunst entsprechende ethnografische Studie über das Berliner Methodentreffen zu verfertigen. Immerhin sitzen in diesem Saal gegenwärtig rund vier- bis fünfhundert mit der sogenannten qualitativen Forschung zumindest sympathisierende Personen, sozusagen auf dem Sprung dazu, an diesem populären Event teilzunehmen.

Ich schließe deshalb mit dem Appell an Sie, nicht nur fixiert auf etwelche methodischen Offenbarungen mitzumachen, die Sie mehr oder minder getrost mit nach Hause nehmen können, sondern auch teilzunehmen als erkenntnisorientiert *Beobachtende* des Geschehens, an dem Sie teilnehmen. Vielleicht gelingt es ja sogar, wenn nicht dieses Mal, so doch irgendwann einmal, auf der Basis prinzipiell offener Beobachtungen während involvierter Teilnahmen *kollektiv* eine multiperspektivische Ethnografie des ganzen Geschehens während dieser zwei Tage hier zu generieren. Das wäre zumindest in meinen Augen ein großartig innovativer Effekt der Veranstaltung.

Also: Gehen Sie hinein in dieses Feld! Haben Sie möglichst viel Spaß an dem ganzen Betrieb! Und produzieren Sie dabei auch ein paar Daten – diesseits (zumindest *auch* diesseits) jener Bewertungsformulare, die auszufüllen Sie gehalten sein werden!



## Literatur

- Deutsche Gesellschaft für Soziologie. (2006). Empfehlungen der DGS zur Ausgestaltung soziologischer Bachelor- und Master-Studiengänge. *Soziologie*, 35(1), 80–84.
- Eisewicht, P., & Grenz, T. (2018). Die (Un)Möglichkeit allgemeiner Gütekriterien in der Qualitativen Forschung – Replik auf den Diskussionsanstoß zu „Gütekriterien qualitativer Forschung“ von Jörg Strübing, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer. *Zeitschrift für Soziologie*, 47(5), 364–373.
- Goffman, E. (1974). *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grunow, D. (2018). Ein Plädoyer für die Vielfalt theoriegeleiteter, systematischer und intersubjektiv nachvollziehbarer Forschung. *Soziologie*, 47(3), 284–291.
- Hirschauer, S., & Völkle, L. (2017). Denn sie wissen nicht, was sie lehren. „Empirische Sozialforschung“ als Etikettenschwindel. *Soziologie*, 4.
- Hitzler, R. (2007). Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 8(3), Art. 4, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344>.
- Hitzler, R. (2014). Wohin des Wegs? – Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung. In G. Mey und K. Mruck (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen – 10 Jahre Berliner Methodentreffen* (S. 55–72). Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, R. (2016). Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17(1+2), 171–184.
- Hoffmeyer-Zlotnik, J. H. P. (2018). Was zeichnet eine kumulative Dissertation in den Sozialwissenschaften aus? *Soziologie*, 47(3), 302–314.
- Hornbostel, S., & Hitzler, R. (2014). Wissenschaftliche Tagungen – zwischen Disput und Event. In C. Behnke, D. Lengersdorf & S. Scholz (Hrsg.), *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen* (S. 67–78). Wiesbaden: Springer VS.
- Kaube, J. (2007). *Otto Normalabweicher*. Springe: zu Klampen.
- Knoblauch, H. (1995). *Kommunikationskultur*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Knorr-Cetina, K. (1984). *Die Fabrikation von Erkenntnis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lodge, D. (1985). *Schnitzeljagd*. München: Paul List.
- Martin, W. (2015). *Primates of Park Avenue*. New York: Schuster & Schuster.
- Mey, G. (2016). Qualitative Forschung: Zu einem Über(ber)griff und seinen (Ver)Wendungen. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17(1+2), 185–197.
- Münch, R. (2018). Editorial. Soziologie in der Identitätskrise: Zwischen totaler Fragmentierung und Einparadigmenherrschaft. *Zeitschrift für Soziologie*, 47(1), 1–6.
- Nassehi, A. (2018). Wissenschaft und Kunst. Die Krise der Realität und die Realität der Krise. *Berliner Debatte Initial*, 29, 6–14.
- Przyborski, A., & Wohlrab-Sahr, M. (2014). *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Reichert, J. (2016). *Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rosenthal, G. (2014). *Interpretative Sozialforschung*. Weinheim, Basel: Juventa.
- Strübing, J., Hirschauer, S., Ayaß, R., Krähnke, U., & Scheffer, T. (2018). Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie*, 47(2), 83–100.